

## Zum Salzburger Schrifttum

Friedrich Prinz: *Nation und Heimat. Beiträge zur böhmischen und sudetendeutschen Geschichte*. Hg. Sudetendeutsches Archiv (München 2003) (= Quellen u. Studien zur Geschichte und Kultur der Sudetendeutschen 1), 446 Seiten.

Friedrich Prinz, der am 27. September 2003 viel zu früh einem schweren Leiden erlag, war ein selten fruchtbarer Autor. Dafür zeugen seine mehr als zwei Dutzend Bücher, seine zahlreichen Handbuchbeiträge in Monographie-Stärke, Hunderte von Aufsätzen und Artikeln. Außerdem konnte Prinz seine historischen Einsichten in Fernsehen und Rundfunk, in zahlreichen Ausstellungen und zahllosen Vorträgen erfolgreich vermitteln. Seine *Bobemica et Sudeutica* bildeten einen besonderen Schwerpunkt, dem er nicht weniger als sieben Bücher widmete. Darunter befinden sich eine Biografie Hans Kudlichs (1823–1917), eine vergleichende Betrachtung des Revolutionsjahres 1848 in Wien und Prag nach den Wiener Ministerratsprotokollen, zwei Arbeiten über Beneš und Jaksch und drei Geschichten Böhmens, von denen die eine das Mittelalter, die andere die gesamte böhmische Geschichte und die dritte Böhmen unter Einschluss Mährens behandelt. Trotz seiner bösen Erfahrungen 1945/46 in Böhmen trat er stets für eine Versöhnung zwischen Deutschen und Tschechen ein. In diesem Sinne schrieb er: „Viele und lange Gespräche mit tschechischen Kollegen und Freunden haben mich darüber belehrt, dass es ihnen ebenso ergeht, dass wir nicht nötig haben, Spuren zu verwischen und dass wir allesamt miteinander europäischer geworden und damit in der alleraktuellsten Gegenwart längst angekommen sind.“ Aber er möchte auch nicht vergessen, „dass die tief eingewurzelte Liebe zur Heimat, die ich meinen Eltern verdanke, gleichsam eine Lebensmelodie bis zum heutigen Tag geblieben ist und mir die Kraft verleiht, Böhmen, seine Vielfalt und Schönheit, über die Abgründe der Geschichte hinweg als ein reiches Kernland Europas zu lieben, seine Schätze wie seine guten und schlimmen Erfahrungen, die Tschechen und Deutsche gleichermaßen im Laufe der Jahrhunderte gesammelt haben, zu einem wissenschaftlichen Lebensthema zu machen und, so weit dies einem einzelnen möglich ist, in ein auch geistig geeintes Europa als Erbe einzubringen.“ Diese Worte stehen im Geleitwort von „Nation und Heimat“ (13), in dem letzten Werk von Friedrich Prinz, das 24 „Beiträge zur böhmischen und sudetendeutschen Geschichte“ — genau ein Viertel davon als Erstveröffentlichungen (S. 436–438) — enthält und erst posthum erschienen ist. In diesen vom Frühmittelalter bis zur Zeitgeschichte reichenden, seit 1960 publizierten Aufsätzen erweist sich der Autor als Vollbluthistoriker, der nicht bloß die Vergangenheit in ohnehin nur scheinbarer Zwecklosigkeit erforscht, sondern darum weiß, dass Kenntnis und Wahrnehmung der eigenen Gegenwart die unabdingbare Voraussetzung für jede historische Fragestellung bilden. Ein Beispiel bietet dafür der Einfluss, den die aktuelle Osterweiterung auf die historischen Fragestellungen ausübt. Nun sieht man, dass es auch im fränkisch-deutsch-slawischen Verhältnis des Mittelalters nicht um bloße Expansion, womöglich mit dem Ziel ging, benachbarte Staatswesen ganz oder teilweise auszulöschen. Vielmehr ist es, wie der Autor nicht müde wird zu betonen, die christliche Mission des früheren Mittelalters, die „die politisch-militärische Entwicklung nicht nur flankiert, sondern auch vorantreibt“ (S. 39). Sicher, in den germanisch-romanischen Sprachen wurde der traditionelle Begriff für den Unfreien ethnisiert und durch den Slawennamen ersetzt. Ein Prozess, dessen Beginn ins 10. Jahrhundert fällt und der an der deutsch-slawischen Grenze an Elbe und Saale lokalisiert wird. Dennoch bewirkte die „übernationale Kirche als dauerhafter Träger der Kultur und des geistigen Transfers zwischen den Völkern“ die „Europäisierung Europas“. „Diese Grundtendenz der Entwicklung zwischen Mittel- und Osteuropa sollte man über all den Konfrontationen, Machtkämpfen und Konkurrenzen zwischen den Nationen nicht vergessen“ (S. 39). So zu lesen in dem bisher unveröffentlichten Beitrag „Das Heilige Römische Reich und die westslawischen Länder: Anfänge und Entfaltung dauerhafter Wechselbeziehungen“ (S. 34–49), wobei der Autor das Wort „heilig“ gerade wegen der Bedeutung der Mission bewusst wählte. František Graus hat schon vor Jahrzehnten darauf hingewiesen, dass es die geistlichen und daher schriftkundigen „Sprecher“ der neuen Völker waren, die deren ethnischen Identitäten Dauerhaftigkeit verliehen. Entsprechend der umfangreichen Thematik des ursprünglichen Vortrags

kam Prinz mit Recht auch auf die Alpenslawen zu sprechen. Da er sich dabei nur auf die heute teilweise überholte Geschichte Kärntens von August von Jaksch stützt, schreibt er die Ablösung der karantanischen Fürsten durch fränkisch-bayerische Grafen dem Bayernkönig Ludwig dem Deutschen zu (S. 36 mit Anm. 4). Tatsächlich hat diese Entscheidung Kaiser Ludwig der Fromme im Jahr 828 selbst, wenn auch im Interesse seines Sohnes und mit dessen Einverständnis getroffen. Ein altes Streitthema zwischen Deutschen und Tschechen ist seit František Palacký die Bedeutung der Lehensabhängigkeit Böhmens vom Reich. Im Grunde eine heute irrelevante Fragestellung, wenn man bedenkt, dass etwa die Normannenkönige Englands wie Siziliens päpstliche Lehenssträger waren, ein Sachverhalt, dessen aktuelle staatsrechtliche Wirkung sich in Grenzen hält. Jedenfalls zeigt Prinz, dass die fränkisch-deutschen Könige ab dem 10. Jahrhundert die böhmische Lehensabhängigkeit durchsetzten (S. 73 ff.). Ebenso selbstverständlich, wie diese vasallitische Bindung die tschechische Nationsbildung keineswegs beeinflusste oder gar behinderte, die p̣remislidische Kirchenherrschaft oder die generelle politische Entwicklung Böhmens beeinträchtigte, hat diese nichts mit dem Kaisertum zu tun. Erst die Erhebung des böhmischen Dux — man sollte ihn nicht Herzog nennen, weil er wohl Knez o. ä. genannt wurde — zum König war nach alter römischer Tradition nur einem Kaiser oder dem Papst möglich. Die „Mediävistischen Probleme im deutsch-tschechischen Dialog“ beschäftigten den Autor auch in einem Vortrag, den er zum 100. Todestag Palackýs hielt (S. 128 ff.). Diesem großen Gelehrten und tschechischen Gründervater hat Prinz eine eigene biografische Studie gewidmet, worin er die Bedeutung der adeligen Kreise hervorhob, die ihm erst sein Wirken ermöglichten (S. 116 ff.). In Verbindung damit stehen die Beiträge zur böhmischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts; ihnen sind mehr als zwei Drittel des Bandes gewidmet. Darin werden etwa Hans Kudlich (S. 217 ff.), Beneš und die Sudetendeutschen (S. 307 ff.), Beneš und Jaksch im Londoner Exil und die Frage der Aussiedlung der Sudetendeutschen (S. 383 ff.) sowie die Rolle des Prager Judentums als Vermittler zwischen Deutschen und Tschechen (S. 372 ff.) behandelt. Eine versunkene Welt wird kritisch und nicht verklärend nach ihren Möglichkeiten betrachtet, nach Möglichkeiten, die uns Heutigen als schmachlich vergebene Chancen anmuten, die aber in ihrer Zeit Utopien waren und nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung besaßen. Siehe etwa die vorgeschlagene Gliederung Cisleithaniens in die fünf Nationalstaaten Deutsch-Österreich, Tschechisch-Österreich, Slowenisch-Österreich, Italienisch-Österreich und Polnisch-Österreich (S. 193). Prinz bedenkt nicht zuletzt die Schwierigkeiten der Verständigung zwischen Sudetendeutschen und Tschechen (S. 366 ff.), aber er sieht vor allem eine Zukunft voraus, für die es sich zu leben und zu arbeiten lohnt (S. 424 ff.).

Herwig Wolfram

*Helmut Bräuer (Hg.): Arme — ohne Chancen? Kommunale Armut und Armutsbekämpfung vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Protokoll der internationalen Tagung „kommunale Armut und Armutsbekämpfung vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart“ vom 23. bis 25. Oktober 2003 in Leipzig. Leipziger Universitätsverlag GmbH (Leipzig 2004), 386 Seiten; ISBN 3-937209-49-2.*

Am eindrucksvollsten für einen geschichtswissenschaftlichen Sammelband über Armut sind die harten Thesen, die der Herausgeber Helmut Bräuer einleitend aufstellt. Es handelt sich um sozialkritische Diskussionsaufforderungen, die diskutierbar sind, ohne dass sie sich hinter historisch singulärem Quellenmaterial verstecken, welches meist unvergleichbar bleiben würde. Die von Bräuer aufgestellten Thesen sind nicht in der Vergangenheit verabsolutiert und lassen so auch Gedanken über die Gegenwart zu. Kurz: Material, um anhand der historischen Entwicklungen weiterzudenken.

Die Beiträge des Bandes entstammen unterschiedlichen Disziplinen, was dem Gesamtkonzept wie auch der wissenschaftlichen Bearbeitung des sozialen Problems gut tut. Bräuers Einstieg durch markante Thesen wurde jedoch teilweise von den AutorInnen nicht wahrgenommen. So erscheinen manche Zusammenhänge im Beitrag von *Katharina Simon-Muscheid* zu abrupt stehenzubleiben, ohne das phantastische Quellenmaterial der oberrheinischen Inventare des 15./16. Jahrhunderts voll auszuschöpfen. Wenig historische Quellentiefe ist auch beim

Beitrag von *Barbara Kink* über die Armut in einer bayerischen Hofmark (17./18. Jahrhundert) feststellbar. Andere Beiträge, wie etwa der von *Sebastian Schmidt* über die Armenfürsorge in Mainz und im Rheingau (17./18. Jahrhundert), fördern nur bedingt neue Erkenntnisse zu Tage, die den Weg des absolutistischen Staates nachzeichnen, der versucht, alles wirtschaftlich Nutz- bare für sich zu mobilisieren. Daneben findet man aber auch einen sehr gelungenen Beitrag der Sozialwissenschaftlerin *Rita Schale*, die die heutige Armutsbekämpfung reflektiert. Anhand einer „best practice“ aus Trier (1994–2003) verdeutlicht sie den Nutzen von Armutsbekämpfung, die sich nicht nur an psychologischem und soziologischem Wissen festhält, sondern durchaus den Mut aufbringt, kreative Lösungswege eines lokalökonomischen Modells einzu- schlagen.

Für Österreich sind drei weitere Beiträge von Bedeutung. *Gerhard Ammerer* vertieft in ein- drucksvoller Weise das Problem von alten, arbeitsunfähigen Personen. Nach einer einleitenden Systematik der Rahmenbedingungen des späten 18. Jahrhunderts unter Beachtung der sozialen Herkunft der Armutsgefährdeten durchleuchtet er das Heimatprinzip der habsburgischen Erb- länder. Unter Berufung auf „Stimmen der Armen“ rekonstruiert er ein tristes Bild dieser Rege- lung. Einige Gemeinden praktizierten zwar die „Einlage“ (Bettlerumlage), aber dennoch waren viele Verwaltungszonen mit dem Problem überfordert, wodurch die BettlerInnen zurück auf die Straße geschickt wurden. Demaskiert werden auch kuriose Argumente der Gemeinden, um die vorhandenen Gesetze zu umgehen. Ammerer zeigt in seinem Beitrag eine höchst effiziente Verknüpfung des verwendeten Quellenmaterials auf, die sämtliche Seiten ausgewogen zu Wort kommen lässt.

Ein besonderes Interesse sollte man auch dem zweiten Teil des Beitrages von *Alfred Stefan Weiß* entgegenbringen. Nachdem er im ersten Teil eine etwas schwerfällige Institutions- geschichte der Bürgerspitäler in Kärnten und Salzburg in der Frühen Neuzeit skizziert, gelingt es ihm, diesen Regionen durch kulturgeschichtliche Betrachtungen des Alltags Leben einzu- hauchen. Die Lebensbedingungen der Insassen rekonstruiert Weiß geschickt unter Einbezug von Bittschriften. Er verweist nicht nur auf eine soziale Differenzierung und Hierarchisierung der Pfründner und Unpfründner, sondern bringt konkrete Beispiele, um die dadurch verur- sachten Neidgefühle unter den Betroffenen zu veranschaulichen. Besonders anschaulich ist seine Führung durch die Anstalt, wobei es ihm durch eine stark bildliche Sprache gelingt, die Atmosphäre des Ortes einzufangen und auf Probleme hinzuweisen. Damit wird diese Skizze der alltäglichen Lebensbedingungen in der Frühen Neuzeit zu einer Verdichtung von histori- scher Armut, der man im Bürgerspital auf sämtlichen Ebenen als reglementierter Lebensvoll- zug begegnet von der Hygiene bis zu den religiösen Übungen.

*Sabine Veits-Falk* spannt einen weiten Bogen von der Frühen Neuzeit bis zur aktuellen Debatte der Pensionsreform, um die kommunale Armenfürsorge in der Stadt Salzburg darzu- stellen. Anhand ihres Beitrages sind nicht nur Konstanten der Problemlösungsversuche abzu- lesen, sondern auch ein Wahrnehmungswandel. Chronologisch und systematisch legt sie die „Verwaltung der Armut“ in ihrer offenen Variante dar. Vor allem ihre Ausführungen über das Verhältnis von Arbeit und Armut verweisen auf jene Momente im Jetzt, wo die Armen, die im 20. Jahrhundert zunehmend als SozialhilfeempfängerInnen angesehen werden, wieder tenden- ziell über Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit klassifiziert werden. Der Beitrag vermag — trotz der etwas trockenen Materie der Verwaltungsgeschichte — den Bezug zu den Betroffenen nicht zu verlieren.

Neben den angeführten Beiträgen verfügt der Sammelband auch über Lokalstudien zu Chemnitz und Leipzig, wobei vor allem das 19. und 20. Jahrhundert im Mittelpunkt stehen. Insgesamt muss man dem Herausgeber recht geben, der im gelungenen Schlusskommentar, der ähnlich viele Anregungen zur Armutsforschung bietet wie die bereits erwähnten einleitenden Diskussionsaufforderungen, dass der Themenkreis „Arbeit/Arbeitslosigkeit“ im Band einen hohen Stellenwert einnimmt. Nach der Lektüre bleibt jedoch nicht Resignation angesichts der noch offenen Fragen zur (historischen) Armutsforschung, sondern die Erkenntnis, dass sich dieser Forschungsbereich interdisziplinär und epistemologisch auf dem richtigen Weg befindet.

Christoph Kühberger

Gerhard Ammerer und Alfred Stefan Weiß (Hg.): *Die Säkularisation Salzburgs 1803. Voraussetzungen — Ereignisse — Folgen*. Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften (Frankfurt am Main 2005) (= Veröffentl. des Internat. Forschungszentrums f. Grundfragen d. Wissenschaften Salzburg, Bd. 11), 320 Seiten, einige s/w-Abbildungen; ISBN 3-631-51918-4.

Das gegenwärtige Buch enthält die Beiträge zu einem wissenschaftlichen Symposium, das 2003 anlässlich des 200. Jahrestags der Säkularisation des geistlichen Reichsfürstentums in Salzburg stattfand. Die meisten Beiträge lieferten Historiker, die an der Universität oder am Stadtarchiv tätig sind; doch sollte auch auswärtige „Prominenz“ der Veranstaltung zusätzlichen Glanz verleihen.

Die Beiträge der auswärtigen Teilnehmer scheinen mir jedoch die schwächsten in dieser Sammlung. Der als Festvortrag konzipierte Beitrag von *Helmuth Rumpler* aus Klagenfurt enthält viel Pathos — er spricht von Katastrophe und Tragödie im klassischen Sinn — und Empörung über die „großen Räuber und kleinen Diebe“, die sich für 463 Quadratmeilen an Frankreich abgetretener Gebiete mit 1131 Quadratmeilen säkularisierter geistlicher Territorien entschädigen durften. Sein Beitrag bringt dagegen wenig an sachlicher Erklärung, wie es dazu kommen konnte. Der Entschluss Österreichs und Preußens, den 1792 ausgebrochenen Krieg gegen Frankreich offensiv zu führen, mit dem der Weg in die Katastrophe begonnen hatte, wird nicht erwähnt. Dass Rumpler aus dem Reichsvizekanzler Franz Grundaccar Graf Colloredo-Mansfeld und dem früheren Ajo und Kabinettsminister von Kaiser Franz II., Franz Graf Colloredo-Wallsee, eine Person macht, hätte den Herausgebern nicht entgehen dürfen. Auch *Harm Klüeting* aus Köln enttäuscht mit seinem Beitrag über die Salzburger Spätaufklärung, der über eine Wiedergabe der bekannten Forschungsergebnisse Hammermeyers kaum hinauskommt.

*Thomas Weidenholzer* bringt aus bisher unbekanntem archivalischen Quellen Interessantes zu den konservativen Kräften und der Volksaufklärung unter Hieronymus Colloredo zu unserer Kenntnis. Es sei aber vermerkt, dass nicht Gilda Pasetzky, wie Weidenholzer behauptet, sondern Erzbischof Colloredo von der Existenz eines revolutionären Zentrums im Land Salzburg spricht. *Norbert Schindler* befasst sich, wie immer, mit einem sehr interessanten Thema — diesmal betrifft es Hunde —, dessen Relevanz für das Hauptthema der Säkularisation aber nicht in die Augen fällt. *Alfred Stefan Weiß* wendet sich Erzbischof Colloredos Kampf gegen die Feinde der Aufklärung zu. Er zeigt, dass der sonst tolerante, aufgeklärte Fürst nicht gewillt war, ausdrückliche Kritik an seinen aufgeklärten Maßnahmen zu tolerieren. Im Mittelpunkt seiner Darstellung steht der Franziskaner Clarentius Pschaidler, der es wagte, gegen die Reduktion der Feiertage (1772) und gegen den Hirtenbrief (1782) in öffentlichen Schriften zu polemisieren. Autor und Verleger wurden gerichtlich verfolgt und hart bestraft. Die wichtige Frage, ob sie nach den bestehenden Gesetzen verurteilt wurden oder ob Colloredo mit absolutistischer Willkür vorging, bleibt hier offen.

Die wirtschaftlichen Implikationen der politischen Veränderungen nach 1803 analysiert *Christian Dirninger*, während *Sabine Veits-Falk* auf die zwei Jahre des Kurfürstentums Salzburg unter Ferdinand von Toskana näher eingeht und ein nüchternes, ausgewogenes Bild seiner Regierung zeichnet. Weiter ausgreifend, untersucht *Rupert Klieber* das „katholische Milieu“ Salzburgs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Jesuiten und Redemptoristen kehrten zu gegenreformatorischen Traditionen zurück, indem sie wieder „Volksmissionen“ durchführten, die Klieber als „höchst wirksames pastorales Instrument“ bezeichnet. Aber ihre mangelnde Wirksamkeit im 18. Jahrhundert gab damals den entscheidenden Anstoss zu den aufgeklärten Kirchenreformen. Kliebers Beschreibung von den Vorgängen, die sich bei den Volksmissionen abspielten, erwecken nicht den Eindruck, dass sie in Salzburg im 19. Jahrhundert viel wirksamer waren.

Herausragend, wissenschaftlich einwandfrei, eindrucksvoll illustriert und erschütternd ist der Beitrag von *Ingonda Hanneschläger*, in dem sie den Raub der Salzburger Kunstschatze zufolge der Säkularisation, der Feldzüge und der Eingliederung Salzburgs in Bayern und schließlich in das Habsburgerreich, erschöpfend dokumentiert. Der Raub von Kunstschatzen war nach ihrer Darstellung ein ganz normaler, anerkannter und systematisch organisierter Vorgang, der Eroberungen und Annexionen begleitete. Die damals so beliebten topographischen Beschreibungen von Ländern und Städten dienten oft als Grundlage für diesen Raub. In diesem

Kontext und dem der vielen blutigen Schlachten ist es allerdings angebracht von einer Katastrophe zu sprechen. In seinem abschließenden Beitrag fasst *Heinz Dopsch* diese Katastrophe zusammen: „Für Salzburg haben die Jahre 1803–1816 mit der wiederholten Besetzung von Stadt und Land dazu geführt, dass von den Meisterwerken abendländischer Kunst, die hier ... geschaffen wurden, kaum mehr etwas im Land verblieben ist. Dasselbe gilt für den einst so reichen Schatz an Originalurkunden, Archivalien und Akten.“ Sein darauf folgendes betont ausgewogenes Gesamturteil über das seitherige Schicksal Salzburgs wird der Leser vielleicht als Trost empfinden können. Die geraubten Schätze sind zwar Salzburg verloren gegangen, aber nicht der Menschheit. Das städtische Erbe aus der fürstbischöflichen Zeit ist weitgehend erhalten. Die vehementen Proteste gegen das Fußballstadion vor dem Schloss Kleßheim und gegen das Museum der Moderne auf dem Mönchsberg lassen uns für die Zukunft zumindest hoffen, dass es weiterhin erhalten bleiben wird.

Ernst Wangermann

*Oskar Dohle und Nicole Slupetzky: Arbeiten für den Endsieg – Zwangsarbeiter im Reichsgau Salzburg 1939–1945.* Böhlau-Verlag (Wien 2004), 254 Seiten.

Der Versöhnungsfonds der schwarz-blauen Regierung im Jahr 2000 schuf einen neuen Quellentypus der Zeitgeschichte. Den Anfragen ehemaliger Zwangsarbeiter nach einer Bestätigung ihrer Arbeit in Salzburg waren teilweise genaue Schilderungen der Arbeitssituation beigelegt. Das war der Anlass für dieses Buch, das nun in allen Details, mit allen verfügbaren Quellen die Zwangsarbeiter im Reichsgau Salzburg analysiert. Damit wird eine der vielen Lücken der NS-Forschung in Salzburg geschlossen. Die Verfasser leisten eine gute, positivistisch quellennahe Arbeit, die als Nachschlagewerk unverzichtbar ist. Sie treiben allerdings die politische Korrektheit auf die Spitze, wenn sie beispielsweise den Begriff SS mit Anführungszeichen versehen.

Das ganze Land Salzburg war von Barackenlagern durchzogen. Allein die Aufzählung der Kriegsgefangenenlager und Arbeitskommandos umfasst 13 Druckseiten. 1945 lebten fast 25.000 Ausländer (ohne Kriegsgefangene und „Volksdeutsche“) in Salzburg. Das ganze Ausmaß menschlichen Leids wird sichtbar, wenn man bedenkt, dass 12- bis 14-jährige Mädchen und Buben, von den Straßen in Polen und in der Ukraine verschleppt, in Salzburg in einem Rüstungsbetrieb ungewohnte Arbeit leisten mussten. Die Mehrheit der Zwangsarbeiter wurde allerdings in der Landwirtschaft eingesetzt, wo die Lebensbedingungen zwar besser waren, die Betroffenen aber mehr unter der Einsamkeit in einer fremden Sprachumgebung litten.

Von den Zwangsarbeitern profitierten fast alle Wirtschaftsbetriebe und die gesamte Bevölkerung. Lange wurde vergessen, dass der Brücken-, Straßen- und Kraftwerksbau während der NS-Periode fast durchwegs von Zwangsarbeitern geleistet wurde. Allein in Kaprun gab es 15 Lager, 1942 mit ca. 1500 Arbeitskräften, die, unter den Bedingungen des Hochgebirges, schlecht ernährt, schlecht gekleidet, härteste Körperarbeit leisten mussten. Ein Menschenleben galt nichts und konnte leicht ersetzt werden, solange die deutsche Front weit im Osten stand.

Geklärt wird auch die Frage der Anzahl der KZ-Außenlager in Salzburg. Dadurch werden meine eigenen, noch unvollständigen Angaben im „Gau der guten Nerven“ korrigiert. Vor allem das umstrittene KZ-Außenlager Hallein wird einwandfrei nachgewiesen. Dort wurde 1943 ein Umsiedlungslager in ein KZ-Lager mit 90 Häftlingen umgewandelt. Hallein zeigte so deutlich die Kategorisierung der Menschen in der NS-Ideologie: die „Herrenmenschen“ bei den einquartierten 2000 SS-Männern, die „Untermenschen“ bei den KZ-Häftlingen. Die Rassenideologie bestimmte dann auch die Hierarchie der Zwangsarbeit — auf der untersten Ebene standen Juden und „Ostarbeiter“. Ebenso sichtbar wird die von Korruption auf allen Ebenen durchsetzte NS-Herrschaft beim „privaten“ KZ-Nebenlager in St. Gilgen: das wurde für einen Villenbau eingesetzt.

Es ist längst bekannt, dass die NS-Herrschaft die Grenzen zwischen dem öffentlichen und privaten Bereich stark verschob: Beispiel Sexualität. Der Geschlechtsverkehr zwischen Deutschen und „Fremdvölkischen“ wurde hart bestraft, unter den Zwangsarbeitern jedoch gestattet. Allein im „Markt Pongau“, in St. Johann, wurden 117 „fremdvölkische“ Kinder geboren. Da die Kinder meist den Müttern weggenommen wurden, entstand in Uttendorf eine „Kinderpflegestätte“.

So kann das Buch eine Fülle von neuen, unbekanntem Details nachweisen. Ändert sich dadurch die Konzeption der NS-Herrschaft in Salzburg? Dafür sehe ich keine Ansätze. Das Bild wird schärfer, detailtreuer, das Elend der Zwangsarbeiter wird sinnlich erlebbar. Die „Täter“ hingegen, die Gewaltinstanzen von Partei, Gestapo, Wachmannschaften, die Einstellung der Bevölkerung, sie bleiben unscharf. Das aufzuhellen, wird wohl die nächste Aufgabe der NS-Forschung in Salzburg sein müssen.

Ärgerlich ist der Druck der Landkarte und von Abbildung 22, die faktisch unlesbar sind.

Ernst Hanisch

*Peter F. Kramml, Sabine Veits-Falk und Thomas Weidenholzer: Stadt Salzburg — Geschichte in Bildern und Dokumenten — Kostbarkeiten aus dem Stadtarchiv* (Salzburg 2002), 120 Seiten, 81 Farbabbildungen.

Unter einem „Archiv“ stellt man sich für gewöhnlich einen düsteren, verstaubten Ort, angefüllt mit vergilbtem Papier vor. Das Archiv der Stadt Salzburg als „Haus der Geschichte“ will mit diesem Vorurteil aufräumen, es stellt sich immer wieder mit interessanten Ausstellungen und Publikationen vor. Mit Band 16 seiner Schriftenreihe hat es sozusagen seine Visitenkarte abgegeben. Sicher war es für die drei Historiker, Archivdirektor Dr. Peter Kramml und seine beiden Mitarbeiter Dr. Sabine Veits-Falk sowie Mag. Thomas Weidenholzer, nicht einfach, aus den reichen Beständen des Hauses 50 der wertvollsten und interessantesten Objekte auszuwählen, die nicht nur Schätze des Stadtarchivs bekannt machen, sondern zugleich in Schlaglichtern eine kurze Geschichte unserer Stadt erzählen. Es ist den Autoren gelungen, in einem wunderschönen Bilderbuch zu zeigen, dass in einem Archiv weit mehr als nur „Papier“ gelagert ist, dass diese so verschiedenartigen Zeugen der Vergangenheit auch einen Abriss der Stadtgeschichte in all ihrer Vielfalt geben können.

Jeweils eine Doppelseite ist einem Objekt gewidmet. Auf der rechten Seite wird ein Dokument, ein Siegel, eine Urkunde, ein Buch, eine Zeichnung oder ein Foto in bester Farbabbildung wiedergegeben, während auf der linken Seite knapp, aber präzise die Bedeutung und historische Einordnung des jeweiligen „Zeitzeugen“ erläutert wird.

Dieser Gang durch die Jahrhunderte dokumentiert nicht nur markante historische Momente, auch die Vielschichtigkeit des städtischen Lebens wird sichtbar gemacht. Alle sozialen Stände, vom Kaiser über die Landesherren, die Geistlichkeit und den Adel bis zu den großen Handelsfaktoren und den Zünften werden dabei vorgestellt, sogar soziale Außenseiter wie Uneheliche oder Bettler. Kaiserurkunden von Kaiser Friedrich III., die berühmte Igelbundurkunde von 1403, in der das Schutzbündnis von Adel und den Salzburger Städten gegen die Willkür des Erzbischofs festgelegt ist, oder auch die Stadt- und Polizeiordnung von Kardinal Matthäus Lang. Privilegien der Handelsherren, soziale Einrichtungen wie das Leihhaus, auch das Bettlermandat von Erzbischof Max Gandolf lernt man kennen. Das kulturelle Leben mit seinen Bruderschaften oder Vereinen des 19. Jahrhunderts, die Bürgergarde 1848, das Salzburger Museum und unter vielem anderem der beginnende Fremdenverkehr, schließlich die großen Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Verleihungsurkunde des Titels „Weltkulturerbe“ werden vorgestellt.

Eine ganze Reihe von besonderen Zimelien wie etwa die Igelbundurkunde, das Stadturbar von 1515, eine Schenkungsurkunde von Erzbischof Wolf Dietrich oder auch das Tagebuch des letzten Salzburger Scharfrichters Franz Wohlmuth und andere befand sich ursprünglich im Salzburger Museum Carolino Augusteum und wurden erst 1994 dem Archiv der Stadt Salzburg übergeben.

Ergänzt wird der reiche Inhalt mit einem kurzen Überblick über die Bestände des Archivs der Stadt Salzburg, das 1988 gegründet worden war. Wohlgeordnet finden sich im Städtischen Archiv die Archivalien vom 13. Jahrhundert bis zum Jahr 1945, im Stiftungsarchiv liegen jene der städtischen Stiftungen und Fonde ab dem 14. Jahrhundert bis etwa 1865. Dazu kommt eine umfangreiche Archivaliensammlung, die u. a. private Nachlässe, Handwerksordnungen, Stadtpläne, Diplome sowie eine Sammlung von Gesetzen, Verordnungen und Erlässen ab dem 16. Jahrhundert enthält. Ein eigenes Verwaltungsarchiv (es ist der umfang-

reichste Teil) enthält die Zeit ab 1945. Weiters besitzt diese städtische Einrichtung noch eine Fotosammlung, eine Plakatsammlung und eine Bibliothek.

Darüber hinaus gibt die Zeittafel der „Stadtgeschichte im Überblick“ dem interessierten Leser eine Fülle von speziellen Daten und Fakten von der Urgeschichte bis zum Jahr 2001, die man sonst teilweise mühsam aus verschiedensten Quellen zusammensuchen müsste.

Auch ein ausführliches Literaturverzeichnis, das vielleicht dazu anregt, das Wissen um so manches historische Ereignis zu vertiefen, vervollständigt das sehr ansprechende Buch.

Lore Telsnig

*Ludwig Köppen: Mozarts Tod. Ein Rätsel wird gelöst.* Ludwig Köppen Verlag (Köln 2004), 292 Seiten, 2 Abbildungen; ISBN 3-00-013302-X.

Wieder ein Buch über den Tod Mozarts wird man unwillkürlich denken und es wird beileibe nicht das letzte sein. Dr. Köppen, Mathematiker und Statistiker, ist fern aller Esoterik. Minutiös geht er den Spuren nach, die seine Theorie, nach der Mozart an einer Selbstintoxikation durch *Liquor Swietenii*, einer Quecksilbersublimat-Lösung, starb. Dieses Mittel wurde früher zur Luesbehandlung verwendet. Damit versucht der Autor, ominöse Begleitumstände um den Tod Mozarts aufzuklären.

Im vorliegenden Fall könnte es sich höchstens um das zweite Stadium der Lues gehandelt haben, die auch ohne Behandlung in ein beschwerdefreies Intervall, in die latente Syphilis übergeht. Erst danach folgt die Spätsyphilis mit schweren neurologischen Symptomen, Herz- und Knochenveränderungen und einem Befall der inneren Organe. Da das dritte Stadium erst (3) 7 bis 20 Jahre post infectionem auftritt, müsste auch seine Frau Constanze, die allerdings an Altersschwäche im Alter von 79 Jahren verstorben ist, an dieser Krankheit gelitten haben. Der Autor nimmt an, dass Mozart sich im Juni 1791 infiziert hätte, in Prag und auch wieder zurückgekehrt in Wien, ständig „medizinisiert“ – wie aus der Literatur bekannt – und seine Frau vorsorglich, obwohl gesund, nach Baden auf Kur sandte. Die Argumente, welche Köppen für seine Theorie anführt, sind folgende:

- Der Tremor in Mozarts letzter Handschrift, hervorgerufen durch eine Quecksilbervergiftung. Die Abb. 1 (S. 87) zeigt die Schlusstakte des *Lacrymosa*. Die unterschiedliche Notenhandschrift wird allerdings nicht als Krankheitszeichen zu gelten haben, sondern die linksseitige stammt von Mozarts Schüler Joseph Eybler (Tichy, 1998, 191).
- Das ärztliche Konsilium mit einem Giftspezialisten.
- Die nicht erfolgte Einweisung in ein Krankenhaus.
- Die Verweigerung jeglicher kirchlicher Seelsorge (Syphilis wurde lange Zeit von der Kirche, ähnlich wie bei AIDS, als Strafe für ein gotteslästerliches Leben angesehen). Ein Geistlicher kam nicht, weil der Patient ihn nicht selbst gerufen hat. Mozart war Freimaurer. Die ablehnende Haltung der katholischen Kirche gegenüber den Freimaurern ging bereits aus der Bulle „In Eminentia“ aus dem Jahr 1738 hervor. Im Jahr 1791 wurde zusätzlich vom Papst verfügt, dass niemand einen Freimaurer bei sich beherbergen dürfe.
- Die merkwürdige Diagnose „Hitziges Frieselfieber“ wird so erklärt, dass, nach dem Dekret von 1786, Todesfälle an Syphilis unter einem verdeckten Namen angegeben werden sollen.
- Die Geheimhaltung von Mozarts Ableben.
- Das Engagement Baron Gottfried van Swietens bei der Besorgung der Beerdigungsformalitäten.
- Die Amtsenthebung Gottfried van Swietens am Todestag Mozarts. (Der unmittelbare Zusammenhang ist nicht ganz schlüssig. Mit seinen Reformen schuf er sich auch Feinde, besonders die Freiherren von Heinke und von Martini. Letzterer wurde Leiter der „Studienrichtungskommission“, einer parallelen Institution zur „Studienhofkommission“, welcher van Swieten vorstand. Gottfried van Swieten blieb übrigens bis zu seinem Lebensende noch Präfekt der Hofbibliothek.)
- Die fehlende finanzielle Unterstützung der Familie durch den steinreichen, sonst so freigebigen van Swieten. Nicht ganz logisch, wenn er Mozart das Medikament verschafft haben soll und Angst hatte, dass dies aufkommen werde.

- Die pietätlose Beerdigung dritter Klasse.
- Die Abhaltung der Exequien in einer fremden Kirche.
- Die mangelnde Hilfe der Freimaurer.
- Die versteckt abwertende Maurerrede.
- Die Gleichgültigkeit von Verwandten und Freunden.
- Das Schweigen der Augenzeugen, allen voran Constanze.
- Der so späte Gang Constanzes auf den St. Marxer Friedhof.
- Die Vergiftungslegende um Salieri.
- Die Unauffindbarkeit des Grabes.
- Die Anspielung Zelters in einem Brief an Goethe, wonach Mozart seine kräftige Gesundheit „mit Weibern“ ruiniert habe.
- Das Abwehrverhalten der Stadt Wien, wenn es um eine Klärung der Umstände von Mozarts Tod und Begräbnis geht. Dieselben Kriterien wurden auch herangezogen, um einen Fememord an Mozart durch die Freimaurer zu belegen (DUDA). Für einen österreichischen Autor wäre dieses Verhalten nichts Außergewöhnliches.

Sehr gut recherchiert und dargestellt, versucht der Autor eine Schlüssigkeit für seine Theorie zu erreichen. Manche der von ihm vorgestellten Indizien können allerdings auch mehrdeutig gewertet werden. Keines der Argumente, noch dazu solche „von Hören sagen“, würde bei Gericht als Beweis zugelassen werden. Die vorgebrachten Argumente könnte man auch heranziehen, um die Freimaurer oder andere aus dem „Mördersyndikat“ zu beschuldigen. Für Köppen gilt der Ausspruch von J. Kaspar: „Kühner, als das Unbekannte zu erforschen, kann es sein, das Bekannte zu bezweifeln.“

Wengleich die Theorie, dass Mozart an einer Medikamentenvergiftung infolge einer missglückten Selbstbehandlung gestorben ist, nicht neu ist, so ist es doch, alles in allem, ein sehr lesenswertes Buch.

Gottfried Tichy

*Gero Moosleitner: Fossilien sammeln im Salzburger Land. Ein Führer zu klassischen und neuen Fundstellen.* Edition Goldschneck im Quelle & Meyer Verlag GmbH & Co. (Wiebelsheim 2004), 223 Seiten, 107 Farbtafeln, über 1200 Fossilfotos; ISBN 3-494-01374-8.

Während seit langem verschiedene populäre Darstellungen über Mineralienfundorte im Bundesland Salzburg existierten, war eine systematische Erfassung der Fundorte seit dem bald vergriffenen Buch von Rudolf Vogeltanz „Aus Salzburgs ältester Vergangenheit“ (1967) nicht vorhanden.

Der Autor, Prof. Gero Moosleitner, hat mit großer Sorgfalt die fossilträchtigsten Fundorte des Bundeslandes ausführlich beschrieben. Für jede Fundstelle gibt es Hinweise wie man dorthin gelangt, mit jeweils einem topografischen Kärtchen. Dazu findet man auch Angaben über die einschlägigen geologischen und topografischen Karten. Abbildungen der Fundstellen geben eine gute Vorstellung über die örtliche Gegebenheit. Das Buch ist in folgende fünf Kapitel gegliedert:

I. Vor dem Sammeln. Nach einem kurzen Überblick über die Geologie des Bundeslandes folgt eine knappe Beschreibung der Museen, in denen heimische Fossilien gezeigt werden, wie das Haus der Natur, das Heimatmuseum Burg Golling, Untersbergmuseum in Fürstenbrunn, Heimatmuseum Elsbethen-Glasenbach, Privatmuseum an der Römerbrücke; es fehlt das Museum in Adnet. Auch die Sammlung an der Abteilung für Paläontologie der Universität Salzburg hätte man angeben können. Eine stratigrafische Übersichtstabelle mit Altersangaben wäre wünschenswert gewesen, da einem Sammler die Begriffe z. B. Albium bis Turonium (S. 11) sicherlich nicht viel sagen werden. Dazu könnte man die Nummern der Fundorte den entsprechenden geologischen Zeitabschnitten zuordnen — gleich mit Angabe der Seiten, wo diese besprochen werden —, um ein leichteres Auffinden zu ermöglichen. Weiters werden geologische Lehrpfade besprochen wie der Naturlehrpfad durch die Adneter Marmorbrüche oder Gesteine der Glasenbachklamm. Es fehlen Angaben über den Geolehrpfad durch die Trockenen Klammern, den Naturlehrpfad Teufelgaben, den Lehrpfad bei Mattsee und den zukünftigen in St. Pankraz. Wichtig sind die Anmerkungen zu den rechtlichen Bestimmungen für das Sammeln von Fossilien.



## II. Genauere Beschreibung der für den Sammler wichtigen geologischen Einheiten. — Helvetikum

Nördliche Kalkalpen: Die Tabelle der Schichtfolge der Trias (S. 26) beinhaltet nur die Obertrias, Unter- und Mittel-Trias fehlen. Die Einteilung des Rhäts ist falsch. Rhät im engeren Sinne ist das Sevat. Die sehr fossilreichen Kössener Schichten, die zum Großteil ins Nor gestellt werden, werden nicht beschrieben, sie fehlen auch in der Skizze auf S. 27, manche der geläufigen Fachausdrücke sollten erklärt werden wie Turbidite (S. 29), Olisthostrome (ebda.), pelagische Mikrofossilien (S. 30); zudem wäre ein Glossar wünschenswert. In die Tabelle „Schichtfolge des Jura“ (S. 28) könnte man auch die Gliederung des Dogger: Aalenium-Bajocium-Bathonium-Callovium schreiben, da in der Fachliteratur diese Schichtbezeichnungen vorkommen und der Sammler mit den biostratigrafischen Begriffen in der Regel wenig vertraut ist. Die Tabelle „Schichtfolge des Jura“ (S. 29) sollte „Schichtfolge der Kreide“ heißen. Streng genommen gehört ein Teil des Berriasian noch zum Jura, international wird die unterste Stufe der Kreide mit Ryazanian bezeichnet. Eine Grenze zwischen Unter- und Oberkreide, zwischen Alb und Cenoman sollte man eintragen. Die klassischen Fundstellen im Rhenodanubischen Flysch, die zwar nur wenige Makrofossilien geliefert haben, dafür aber umso mehr an Mikro- und Nannofossilien und jede Menge an Spurenfossilien, wie z. B. Muntigl, fehlen nicht nur in der stratigrafischen Tabelle, sondern auch in der Beschreibung im III. Teil.

III. Fundschichten und Fundorte. Die Fundstellen aus dem Helvetikum wie Kroisbachgraben, St. Pankraz, Mattsee (S. 35). Die geologische Karte Blatt 64, Straßwalchen, ist bereits erschienen. Auf 14 Farbtafeln sind die wichtigsten Fossilien aus dem Helvetikum zusammengestellt, leider fehlt auf den Tabellen ein Maßstab zum Größenvergleich. Die Gattung *Xanthopsis* (S. 48) muss heute *Zanthopsis* geschrieben werden.

### — Nördliche Kalkalpen

Trias: Oberrhätischer Riffkalk und Kössener Schichten: Hier werden die Fundorte Rötelandriff (Loswand), Feichtenstein bei Hintersee, Gruberalmriff, Hanskirchenriff und das Adneter Riff behandelt. Aus den fossilreichen Kössener Schichten werden die Fundstellen Mörtelbach, Hinterwiestal (Steindlbach) und Hintersee eingehend beschrieben. Dachsteinkalk: Aus dieser weit verbreiteten stratigrafischen Einheit werden die Fundstellen am Göllmassiv, Schwarzer Berg bei Golling, Hagengebirge und vom Hochkönig, beschrieben. Die charakteristischen Megalodonten, die berühmten Dachsteinbivalven (*Conchodon infraliasicus*, *Dicercocardium* u. a.) fehlen. Vielleicht könnte man auch Holothuriensklerite abbilden, die in den Lagunenkalen der Trias sehr weit verbreitet sind. Karnisch-norischer Hallstätter Kalk (Draxlehner Kalk): Aus den sehr fossilreichen Hallstätter Kalen nennt der Autor die klassische Fundstelle Bad Dürrnberg bei Hallein, von der auch die internationale Bezeichnung Tuval stammt. Der Draxlehner Kalk reicht allerdings vom Langobard (= Ober-Ladin) bis Tuval (Ober-Karn), dort ist auch eine Reihe vom Ammoniten gefunden worden und an der Anis/Ladin-Grenze auch ein Skelett eines *Omphalosuarus wolffi*, der im Heimatmuseum Golling ausgestellt ist. Völlig fehlen die Conodonten, die auch für Laien leicht zu gewinnen sind und in Hallstätter Kalen häufig vorkommen. Weiter wird das Fossilvorkommen vom Hohen Brett im Göllmassiv besprochen. Zlambachschichten: Hier wird das Fossilvorkommen im Grünbachgraben bei St. Leonhard (Gartenau) behandelt.

Jura: Adneter Schichten, Hierlatzkalk: Aus diesen Schichten stammt eine Unzahl von Fossilien. Die wichtigsten Fundstätten wie die Glasenbachklamm, Kehlbachgraben, Adnet, Gaissau (Mörtelbachgraben), Lämmerbach bei Hintersee, Davidgraben im Tauglboden, Schwarzer Berg bei Golling, Bluntau, Kratz- und Angeralm werden beschrieben. Tauglbodenschichten: Die kieseligen Schichten des Tauglboden sind nur etwas für Spezialisten. Hier, wie auch im Radiolarit (Ruhpoldingen Schichten), kommen wunderbar anzusehende Radiolarien vor. Die Präparation ist zwar schwierig, aber lohnend. Oberalmer Schichten und Barmsteinkalke: Die oberjurassischen Fossilfundorte Oberalmberg, Rengerberg-Schlenken-Schmitenstein und Trattberg werden kurz abgehandelt.

Kreide: Aus der Unteren Kreide stammen die Schrambachschichten, die im Schrambachgraben schöne Ammoniten führen. Die ebenfalls unterkretazischen Unteren Roßfeldschichten sind im Raum von Kuchl gut aufgeschlossen. Aus der oberen Kreide hingegen stammen die Gosauschichten: Fossilischen im Becken von Gosau und Rußbach: Hier werden die schon

klassischen Fundorte Randobach, Zimmergraben, Stöcklwaldgraben, Schneckenwand, Traunwand, Nefgraben und Pass Gschütt abgehandelt. Den Fossilfunden aus den Gosauschichten sowie den Fossilschichten im Norden des Untersberges widmet der Autor ein eigenes Kapitel. Hier werden die Fundorte Morzger Hügel, Latschenwirt-Wolfschwang und Fürstenbrunn besprochen. Die charakteristischen Krebsbauten im Untersberger Marmor könnte man in einer zweiten Auflage aufnehmen.

IV. Literatur. Auf 5 Seiten wird kapitelweise die wichtigste Literatur angegeben. S. 217: KATUSSY heißt KUTASSY, J.

V. Register. Wichtige Fundstellen könnten in einer weiteren Auflage noch aufgenommen werden, wie beispielsweise der Tannhausberg am Nordhang des Hagengebirges mit wunderbar erhaltenen Jurafossilien und die Fischschiefer des Wiestalsees (Hirtensteiner Bruch) als Einschaltungen in den Hauptdolomit (Obere Trias), der eine Unzahl an norischen Fischen und auch einen Saurier geliefert hat.

Alles in allem ein sehr gelungenes Werk mit vielen anschaulichen Fototafeln, ein Muss für jeden Sammler, der mehr erfahren will.

Gottfried Tichy

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 2005

Band/Volume: [145](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum Salzburger Schrifttum. 489-498](#)